

Abschlussbericht über mein Praktikum in der Tamil Evangelical Lutheran Church in Tamil Nadu, Indien

1. Vor- und Nachbereitung

Vom 14. August bis zum 25. September 2018 absolvierte ich ein Praktikum in verschiedenen Gemeinden der Tamil Evangelical Lutheran Church (im Folgenden: TELC) im indischen Bundesstaat Tamil Nadu. Ermöglicht wurde mir dieses Abenteuer dank einer Kooperation der Landeskirche Hannovers, auf dessen Landesliste für Theologiestudierende ich stehe, mit dem Evangelisch-Lutherischen Missionswerk in Niedersachsen (ELM).

Die Vorbereitung fand bereits an zwei Tagen im Juni in Hermannsburg statt. Da das Praktikum in den neu geschaffenen Bereich „Globales Lernen“ fällt, wurde die Vorbereitung maßgeblich von Herrn W.¹ gestaltet, wobei Herr F. spontan auch einige Impulse einfließen ließ. Für die länderspezifische Vorbereitung war Frau P. zuständig. Aufgrund meines Freiwilligendienstes in Südafrika 2012/13, der ebenfalls über das ELM organisiert wurde, waren mir besonders Aspekte des interkulturellen Lernens und der Phasen des Ankommens in einer anderen Kultur nicht ganz neu. Vielmehr konnte ich die Theorien mit meinen Erfahrungen nun besser nachvollziehen und mir dadurch wieder in Erinnerung rufen. Hilfreich war dabei die langjährige interkulturelle Erfahrung der Vorbereitenden, die sämtliche Theorie- teile mit Beispielen zu illustrieren wussten. In der länder- und kirchenspezifischen Vorbereitung wurden mir von Frau P. zahlreiche Informationen über die äußeren Bedingungen und schwer zugängliches (Erfahrungs-)Wissen über die TELC an die Hand gegeben. Dabei wurde ich auf mögliche Schwierigkeiten hingewiesen und mein Blick für ganz bestimmte Phänomene des indischen Kontexts und der TELC geschärft. Auch in der weiteren Reisevorbereitung und während des gesamten Praktikums konnte ich auf den Rat und die flexible Hilfe von Frau P. setzen.

Die Nachbereitung in Form eines reflektierenden Gesprächs erfolgte zusammen mit zwei anderen Praktikantinnen unter der Leitung von Herrn W. vom ELM und Herrn G. von Seiten der Landeskirche.

2. Organisation vor Ort

Nach dieser Vorbereitung flog ich mit der Lufthansa am 14. August von Hamburg über Frankfurt nach Chennai, der Hauptstadt der Provinz Tamil Nadu, in der ich mich die meiste Zeit aufgehalten habe. Am nächsten Morgen holte mich ein Pastor mit seinem Cousin ab, um mir wichtige Orte in der Stadt zu zeigen und einige bedeutsame „Schauplätze“ des Lebens von St. Thomas zu besichtigen. Von dort ging es am Nachmittag mit einem weiteren Flug ans andere, westliche Ende Tamil Nadus nach Coimbatore. Diese Stadt mit ca. einer Millionen Einwohnern war während meines Praktikums der Dreh- und Angelpunkt. Anfangs sollte ich nur in die Gemeinde Peelamedu (Stadtteil von Coimbatore) für die sechs Wochen kommen, aber dann wurde dankenswerter Weise vom zuständigen Pastor eine Alternative organisiert, die mir vielfältigere Einblicke ermöglichte. Sein Plan, der sich in den Details natürlich als sehr flexibel erwiesen hat, sah vor, in jeder Woche in einer anderen Gemeinde zu leben und das Tamil Nadu Theological Seminary zu besuchen. Auch ein kurzer Besuch des Union Theological College in Bangalore und in Tranquebar konnten im Laufe der Zeit in den Plan integriert werden.

¹ Sämtliche Namen sind in diesem öffentlichen Bericht abgekürzt oder ganz herausgenommen worden.

3. Leben in Tamil Nadu

Das Leben in Indien ist so unfassbar vielfältig. Deshalb möchte ich hier nur kurz meine Wahrnehmungen des täglichen Lebens und der Gesellschaft schildern, die ich in Tamil Nadu innerhalb eines lutherischen Kontexts erleben konnte.

Die Gesellschaft ist tief geprägt vom Kastensystem, wobei die Auswirkungen auf das tägliche Leben ganz unterschiedlich wahrgenommen werden. Auch wenn es besonderen Einfluss auf die Ausbildung, das Studium und Berufe hat, habe ich die Relevanz besonders bei Gesprächen über Hochzeiten und Ehen gespürt. Ich habe Menschen getroffen, für die diese Struktur nach ihrer Wahrnehmung keine große Bedeutung mehr hat oder sie zumindest in der Position sind, sich ohne große Probleme darüber hinwegzusetzen zu können. Einige hinterfragen die Kasten nicht und nehmen sie als selbstverständlich hin. Natürlich gibt es aber auch viele, die das System nicht befürworten und sich teilweise auch davon unterdrückt sehen. Da der Großteil der Mitglieder*innen der TELC einen Dalit-Hintergrund hat und die Familien dadurch oftmals eine lange Geschichte der Unterdrückung hinter sich haben oder diese immer noch erleben, spielt das System auch in der Kirche eine Rolle. Zusätzliche Brisanz gewinnt dieses Thema durch die herrschende Partei der BJP. Sie fährt unter der Leitung von Premierminister Modi einen hindu-nationalistischen Kurs, der das Kastensystem gewissermaßen zu brauchen bzw. davon zu profitieren scheint. Im Gegensatz dazu hängen besonders in lutherischen Schulen und auch in manchen Häusern Bilder von Männern, die sich für die Emanzipation vom System auf unterschiedliche Weise künstlerisch oder politisch stark gemacht haben. Gemäß den unterschiedlichen Sichten auf das System ist auch der Umgang damit sehr divers.

Eine weitere Beobachtung, die sicherlich mit diesem System zu tun hat, bezieht sich auf die gewaltigen Unterschiede zwischen ärmeren und reicheren Menschen, die häufig sehr eng beieinander leben. Besonders drastisch wurde mir das vor Augen geführt, wenn ich von Familien zum Beten und/ oder Essen eingeladen worden bin. An einem Tag saß ich zum Essen mit einer Familie auf dem Boden oder fand mich in einer 1-Zimmer-Wohnung für eine ganze Familie wieder. Im Gegensatz dazu wurde ich ab und an auch in große Häuser eingeladen oder von einem finanziell ziemlich gut aufgestellten Geschäftsmann in ein Restaurant geführt, das ich selbst niemals allein betreten hätte, weil es so einen noblen Eindruck machte.

Gleichzeitig geht meistens nicht der Einzelne mit der eigenen finanziellen und auch sonstigen Situation um, sondern die ganze Familie. Man freut sich zusammen, leidet zusammen, löst Probleme zusammen oder hält sie zusammen aus. Auch wenn einige Familien wegen einer weiter entfernten, z. T. auch im Ausland befindlichen Arbeitsstelle eines Mitglieds nicht ständig zusammenwohnen, wird das Leben über digitale Kanäle miteinander täglich geteilt. Dabei sind viele Familien ziemlich groß bzw. werden auch Kontakte zu entfernten Verwandten gerne gepflegt. Dementsprechend fließend sind die Übergänge von der Familie zur Öffentlichkeit. Auch Nachbarn und enge Freunde werden manchmal mit zur Familie gezählt und gehen häufig im Haus für einen Tee ein und aus. So wird gegenseitig Anteil am Leben genommen und jede und jeder ist auf dem neusten Stand. Exemplarisch ist das bei Hochzeiten zu sehen, bei denen nicht selten mit deutlich über 1000 Gästen von nah und fern zu rechnen ist. Eine Hochzeit in einer pentecostalen Gemeinde durfte ich miterleben – neben den traditionellen, bedeutungsvollen Bräuchen und dem Essen waren besonders Fotos von großer Wichtigkeit. Das konnte ich auch durch die zahlreichen Hochzeitsalben, die mir quasi in jeder Familie gezeigt wurden, sehen – diese aufwändig gestalteten Bücher warten neben den Bildern professioneller Shootings in der Natur auch mit Bildern mit nahezu jeder Gästegruppe auf und sind dementsprechend seitenreich.

Häufig waren diese familiären und freundschaftlichen Netzwerke ein Türöffner für mich, weil ich relativ unkompliziert und spontan noch mehr Leute an noch mehr Orten kennenlernen durfte. Selbst in

Bangalore am Union Theological College besuchten mich mir vorher unbekannte Mitglieder einer lieben Familie, die ich aus einer Gemeinde kannte.

Dementsprechend interessiert waren viele Menschen an meiner Familie – wie es ihr geht, was meine Eltern machen, was mein Bruder studiert. Befremdet waren viele angesichts des Umgangs mit der Ehe in Europa. Scheidungen sind in Indien relativ selten, weil sich damit in nahezu allen Fällen nicht nur zwei Menschen trennen, sondern eine ganze Familie auseinandergerissen und die Versorgungsgrundlage für einen Teil der Familie in vielen Fällen entzogen werden würde.

Gemäß dieser anderen Ehekonzeption, in deren Umsetzung häufig – zumindest von außen betrachtet – ein asymmetrisches Abhängigkeitsverhältnis besteht, wäre eine Scheidung besonders für Frauen folgenreich. Ich war in einigen Familien, in denen die Ehefrauen – zum Teil ziemlich gut ausgebildet – ganz natürlich zuhause bleiben und alleine für den Haushalt zuständig sind. Das beinhaltet in vielen Fällen nicht nur die Fürsorge für die Kinder, sondern auch für die Schwiegereltern, die oftmals in fortgeschrittenem Alter einziehen. Sehr aufschlussreich waren für mich die Gespräche mit einer Gastmutter, die neben ihrer Arbeit als Lehrerin auch Assistenz-Pastorin in ihrer Gemeinde ist. Sie engagiert sich für Rechte von Frauen und versucht, andere zur Emanzipation zu ermutigen. Angesichts ihrer eigenen Erfahrungen im täglichen Leben, der Sorge um ihre Tochter und häufigen medialen Berichten über Missbräuche und Vergewaltigungen von Frauen sei aber noch ein sehr langer Weg zu gehen – nicht zuletzt in der Kirche.

Ein Aspekt, der zu Teilen auch mit den Familien in Zusammenhang steht, ist die unbeschreiblich große Gastfreundschaft, die in Tamil Nadu gelebt wird. Dieses Gut scheint fest zur Identität zu gehören und dementsprechend stolz sind viele Menschen auf diesen wichtigen Teil ihrer Kultur. Viele Leute haben mich zu sich nach Hause eingeladen und mich aufgenommen – sei es auf einen Tee oder gleich für eine Übernachtung. Selbst, wenn ich nur fünf Minuten zu Besuch war, wurden meinen Begleitern und mir Tee und Snacks angeboten. Nicht selten wurden mir sogar Geschenke mitgegeben, obwohl ich selbst angesichts der Menge von Besuchen nur Kleinigkeiten mitgebracht hatte. In allen Gemeinden, aber auch in einigen Häusern wurde mir außerdem am Anfang eine Art Schal zur Begrüßung umgelegt.

Teil der Gastfreundschaft und vielmehr wichtigster Teil des Alltags scheint das Essen zu sein. Gefühlt wurde von einigen die Frage „Wie geht es dir?“ äquivalent mit „Was hast du zum Frühstück gegessen?“ ersetzt. Das Essen strukturiert den typischen Tagesablauf: Eine Stunde vor dem Frühstück trinkt man erstmal einen Tee oder besser gesagt Zucker mit Tee. Für Frühstück, Mittagessen und (spätes) Abendessen wird sich gerne Zeit genommen – manchmal sind alle drei Mahlzeiten warm. Zwischen den Mahlzeiten wird Tee getrunken und sowohl morgens als auch nachmittags darf ein ausgiebiger Snack nicht fehlen. Entsprechend der Wichtigkeit des leiblichen Wohls schmeckt das Ganze dank der zahlreichen, richtig dosierten Gewürze ziemlich gut. Besonders gern wird vegetarisch gegessen – Restaurants, bei denen es kein vegetarisches Essen gibt, werden dementsprechend als „non-veg“ bezeichnet.

Das hängt zum Teil mit dem Hinduismus zusammen – auch an anderen Stellen spielt die Religion für alle sichtbar im Alltag eine große Rolle. Sowohl auf dem Land als auch in der Stadt sind an jeder Ecke Hindu-Tempel in unterschiedlichen Größen zu sehen, die meistens von Priestern betreut werden. Für viele Hindus ist es wichtig, zumindest einmal in der Woche zum Tempel zu gehen, um dort für etwas zu beten, zu danken und zur Ruhe zu kommen, falls der Standort des Tempels das zulässt – die Hupen sämtlicher Verkehrsteilnehmer*innen stehen nämlich nie still und fügen sich zu einem Grundrauschen in den Städten zusammen. Auch bei persönlichen Entscheidungen, an wichtigen Ereignissen im Leben sowie an Festtagen werden die Tempel gerne besucht. Festtage werden sehr bunt und laut an vielen Stellen gefeiert, sodass jede und jeder die Möglichkeit hat, mitzufeiern. Eine Familie zeigte mir eine Art Schrank in ihrem Wohnzimmer, der mit Bildern von verschiedenen Göttern, Kerzen und Glocken ausgestattet war. Mindestens einmal am Tag beten sie dort für einige Minuten, meist am Morgen.

Trotz des vergleichsweise geringen Anteiles von sich dem Islam und Christentum zugehörig fühlenden Menschen an der Bevölkerung, sind auch Moscheen und vor allem auch Kirchen zahlreicher Denominationen an vielen Stellen zu sehen. Mit ähnlichen Effekten wie die Hindu-Tempel, machen besonders an Kirchen grell leuchtende Kreuze und auf digitalen Spruchbändern laufende Bibelsprüche auf sich aufmerksam. Überhaupt sind Bilder von Göttern oder religiöse Symbole omnipräsent – an und in Häusern, in Geschäften, am Arbeitsplatz und nicht zuletzt auf sämtlichen Vehikeln. Als besonders interessant habe ich die Stellen wahrgenommen, an denen die Religionen aufeinandertreffen und sich begegnen. Exemplarisch wurde das in einigen Fabriken deutlich, wo neben einem Bild einer Hindu-Gottheit ein Kreuz oder ein bunt koloriertes Bild mit biblischen Figuren hing. An vielen Stellen scheinen die Menschen verschiedener Religionen friedliche miteinander auszukommen. Manchmal laden sich Familien gegenseitig zu den Festen ihrer Religion ein – mal mit mehr, mal mit weniger Kenntnis darüber, was eigentlich von der anderen Familie gefeiert wird. Auf diese „Einheit in Vielfalt“ sind viele Menschen stolz und sehen sie gleichzeitig auch von Entwicklungen gefährdet, die sich politisch motiviert abzeichnen. Die bereits erwähnte BJP ist religiös alles andere als neutral und unterstützt den Hinduismus an vielen Stellen, was mit einer Drangsalierung von Mitglieder*innen anderer Religionen an einigen Stellen einhergeht. Besonders Muslime scheinen attackiert zu werden, worauf einige mit ähnlichen Mitteln reagieren und den Konflikt anheizen. Aber auch die nicht etablierten kleineren Freikirchen und pentekostalen Kirchen klagen über Vorfälle, bei denen Gottesdienste gewaltsam gestört wurden. Aber auch hier ist die Situation komplizierter, da insbesondere diese Gemeinden mit einer relativ aggressiven Missionspraxis in die Gesellschaft drängen.

Der Ort, wo Menschen aller Religionen sich treffen und sich auch nicht groß zu unterscheiden scheinen, ist die Straße. Weil es so viele Menschen gibt, ist es nicht immer leicht, eine Wohnung oder ein Haus in der Nähe der eigenen Arbeitsstelle oder Schule zu haben. Dementsprechend voll sind die Straßen. Zwischen Bussen, alten Trucks und Pkws schlängeln sich die kleinen TucTuc-Taxis und kleine Roller sowie Motorräder durch den Verkehr – bis zur nächsten Ampel, wo bei Grün ein neues Wettrennen starten kann. Vorsichtshalber hatte ich mir vorher einen internationalen Führerschein zugelegt, aber nach dem ersten Tag als Beifahrer habe ich von dessen Benutzung abgesehen, um die anderen, das Auto und mich nicht zu gefährden. Oftmals wurde ich mit einem verwunderten Kommentar bedacht, wenn ich mich anschnallte – manchmal musste ich entgegnen, dass ich das Anschnallen gewohnt bin und ich damit keine Kritik am exzellenten Fahrstil des Fahrers üben wollte. Jeder und jede weiß um die Gefahren des Verkehrs, aber im Umgang damit zeigt sich eine gewisse Unbekümmertheit und bei manchen vielleicht auch großes Gottvertrauen. So wurde vor längeren Fahrten immer ein Gebet gesprochen. Und tatsächlich – auch wenn ich aus Südafrika besondere Fahrstile gewohnt bin, war ich nach jeder Fahrt und den zahlreichen brenzligen Situationen dankbar, noch am Leben zu sein.

4. Einsatzorte und Aufgabenbereiche

4.1 Die verschiedenen Gemeinden

Wie bereits erwähnt, durfte ich während des Praktikums fünf ganz verschiedene Gemeinden kennenlernen. Hier sei nur eine kurze Beschreibung der prägnanten Aspekte gegeben:

In der ersten Woche war ich in der Gemeinde Peelamedu, die in Coimbatore liegt und ist somit sehr städtisch geprägt ist. Neben dem erfahrenen, überall in der Region bekannten Pastor leitet ein sehr engagierter Kirchenvorstand die Gemeinde, die eine Partnerschaft mit einer Gemeinde in Braunschweig vorzuweisen hat. Die Kirche liegt etwas versteckt und soll an und für sich irgendwann mal von einem Neubau ersetzt werden. Zumindest die Vorstandmitglieder schienen relativ gutsituiert zu sein, wenngleich das natürlich nicht auf die ganze Gemeinde zutrifft.

Für einige Tage danach sowie am Ende meines Praktikums war ich in der Gemeinde des Pastors, der alles für mich koordinierte. Palladam ist eine kleine Stadt im Einzugsgebiet der Stadt Tirrupur. Hier gibt

es eine lutherische Schule, was sicherlich für die Aktivität der Gemeinde nicht von Nachteil ist. Obwohl die Kirche schonmal erweitert wurde, passen nicht einmal an normalen Sonntagsgottesdiensten alle Leute hinein. Zur Gemeinde gehören auch einige Dörfer, die neben den Abendmahlsgottesdiensten mit dem Pastor wöchentlich auch Gottesdienste unter der Leitung von erfahrenen Gemeindegliedern feiern. Eindrucksvoll war hier der Gottesdienst in einem kleinen Dorf an meinem Abreisetag: Trotz strömenden Regens und Stromausfall versammelten sich einige Menschen in der Kapelle, sangen zusammen, lauschten meiner kurzen Predigt und feierten gemeinsam, auf Matten kniend das Abendmahl im Kerzenschein.

Von dort aus ging es für eine Woche in eine recht ländlich gelegene Kleinstadt, dessen Namen ich erst nach einiger Zeit richtig verstand und nach noch längerer Zeit erst aussprechen konnte: Kinathukadavu. Hier hatte einige Zeit vor meinem Besuch noch die Flut ihr Unwesen getrieben, die vor allem im nur wenige Kilometer entfernten Kerala das alltägliche Leben total lahmlegte und vielen Menschen das Leben kostete. Auch zu dieser Gemeinde gehören einige Dörfer – in Reichweite ist auch eine alte lutherische Schule, die ihre besten Tage leider schon hinter sich hat: Von den einstmalig mehreren hundert Schüler*innen aus ärmeren Familien, denen hier eine gute Bildung angeboten werden konnte, sind nur noch ca. 40 übrig. Aber auch in der Stadt selbst ist eine lutherische Schule direkt neben der großen Kirche zu finden, wo auch eine Assistenzpastorin als Lehrerin arbeitet. Mit ihr, ihrer Tochter und ihrer Mutter zusammenzuwohnen, war eine echte Bereicherung für mich. Die Gespräche hatten Tiefgang, machten vor kontroversen Themen nicht halt und waren dabei immer von gegenseitigem Interesse an der anderen Position geprägt. Da ich ansonsten viel mit Männern zu tun hatte, war es sehr hilfreich, mal eine andere Perspektive auf die indische Gesellschaft und die TELC zu hören.

In den darauffolgenden Tagen besuchte ich die große Stadtgemeinde in Coimbatore, die auf einem großen Campus neben einer geräumigen Veranstaltungshalle und einer Schule für Kinder mit Behinderung ihre Kirche hat. Der Pastor ist noch nicht lange in dieser Gemeinde, hat aber schon – wie an seinen bisherigen Wirkungsstätten – Pläne, um baulich tätig zu werden, damit die Gemeinde mehr Platz hat. Da hier auch eine Art Kirchenbüro auf dem Campus zu finden ist und aufgrund der Rahmenbedingungen und der zentralen Lage hat diese Gemeinde in der Region eine gewisse Sonderstellung. Gleichzeitig scheinen einige der Mitglieder*innen einen guten Stand in der Gesellschaft zu haben, die somit befähigt sind, der Gemeinde auch finanziell großzügig unter die Arme zu greifen.

Anschließend folgte ein kurzer Aufenthalt in Bangalore am *Union Theological College* und ein Besuch bei Frau Dr. L. Hier traf ich auch eine Kommilitonin aus Neuendettelsau wieder, die die Predigt im Sonntagsgottesdienst der „deutschen Gemeinde“ gestaltete. Dieser Gottesdienst war ein totales Kontrastprogramm zu meinen restlichen Erfahrungen: Er fand in einer sehr noblen Wohngegend im Haus der Familie eines Bosch-Mitarbeiters statt – auch die meisten anderen Familien sind für einige Jahre wegen einer Anstellung des Familienvaters bei Bosch dort. Pro Familie gibt es anscheinend nur eine Arbeitserlaubnis, sodass die Mütter zuhause bleiben, während die Kinder zur Schule gehen. Der Gottesdienst und das anschließende Treffen sind für sie die Chance, sich mit anderen deutschsprachigen Familien zu treffen und sich über das Leben in einem anderen Kontext auszutauschen.

Für den Rest der Woche kam ich in eine andere, etwas größere Stadt: Tirrupur. Seit Kurzem tut neben dem angehenden Pastor auch ein weiterer Pastor hier seinen Dienst. Der Gottesdienst findet in einer großen Halle statt, die eigentlich später mal als Veranstaltungshalle für Hochzeiten etc. genutzt werden soll. Einen provisorischen Eindruck macht der Altarraum trotzdem nicht – eher futuristisch. Direkt daneben stehen schon einige Teile der neuen Kirche, deren Neubau vor einigen Jahren ein früherer Pastor angestoßen hat, der aber danach etwas ins Stocken geriet und nun wieder forciert werden soll. Das ist auch das Hauptprojekt, um das sich die Gemeinde momentan kümmert – hierfür müssen auf unterschiedlichen Wegen kreativ Spenden generiert werden. Angesichts der Tatsache, dass Tirrupur ein

Zentrum der Textilindustrie ist, scheint das über einen längeren Zeitraum auch gut machbar, da viele Menschen in der Gemeinde in dieser Branche eine Stelle haben und zum Teil sogar selbstständig sind.

In der letzten Woche nahm mich ein Pastor und drei Mitglieder seiner Gemeinde noch mit auf eine kleine Tour durch Tamil Nadu: Wir besuchten ein abgelegenes HIV/ Aids-Zentrum bzw. Hospiz, in dem sich die Mitarbeitenden mit großer Hingabe um Menschen aus der umliegenden Gegend kümmerten. Anschließend ging es zum *Tamil Nadu Theological Seminary* (TTS) in Madurai, wo der Pastor auch Dozent ist. Er zeigte mir den Campus und stellte mir einige Leute vor. Besonders das *Dalit Research Centre* war beeindruckend, weil hier mithilfe von Wissenschaft und Sammlung von Material versucht wird, die Unterdrückung der Dalits aufzuarbeiten und gegen sie vorzugehen. Auch das *Social Analysis Centre* liefert den Studierenden – auch über das TTS hinaus – Wissensbestände und Material über soziologische Erhebungen und die Gesellschaft, das sie bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten nutzen können und das sie darüber hinaus auch später im Pfarramt prägen soll. Dann fuhren wir ein Stück aus Madurai raus zum *Rural Centre* des TTS, indem die Studierenden des dritten Studienjahres mehrere Monate leben. Sie lernen dort etwas über ökologische Landwirtschaft, haben Vorlesungen unter einem freistehenden Pavillon und besuchen die Gemeinden in den umliegenden Dörfern, um praktische Erfahrungen zu sammeln. Die knapp 20 Männer erzählten mir von ihren dreimonatigen Praktika, die sie in unterschiedlichen NGOs gemacht hatten und dabei mit ganz verschiedenen Arbeitsfeldern in Berührung gekommen waren. Am nächsten Morgen ging weiter nach Trichy zum Spiritual Head der TELC, der früher Bischof gewesen war. Gemeinsam mit ihm und seiner Frau machten wir uns auf den Weg nach Tharangambadi/ Tranquebar und hielten auf dem Weg bei einigen Projekten, in denen Freiwillige vom ELM arbeiten, mit denen ich mich kurz austauschen konnte. Tranquebar ist der Ort, an dem die ersten protestantischen Missionare Indiens betreten haben – dementsprechend bedeutsam für die TELC ist dieses Dorf mit seinen Gebäuden, die zum Teil auf Bartholomäus Ziegenbalg zurückgehen. So durfte ich auch das maßgeblich von einer ELM-Mitarbeiterin eingerichtete Ziegenbalghaus besuchen.

4.2 Tätigkeiten in den Gemeinden

Die Tätigkeiten in den Gemeinden, die ich wahrnehmen durfte, ähnelten sich natürlich. An den Sonntagen predigte ich meistens im Gottesdienst. Dazu zog ich immer den Predigttext heran, über den in Deutschland am jeweiligen Sonntag auch gepredigt wurde, um ein verbindendes Element zu haben. Nachdem ich einen Abschnitt auf Englisch vollendet hatte, übersetzte der Pastor das Ganze in Tamil, wozu ich ihm vorher mein Skript zukommen ließ. Manchmal versuchte ich außerdem, der Gemeinde „Danke für diesen guten Morgen“ beizubringen – die Melodie und die Bedeutung des Textes schien viele mitzureißen. In den Gottesdiensten gibt es meistens einen Teil, indem einzelne Gemeindeglieder oder ganze Familien nach vorne kommen, um für einen speziellen Zweck den Segen zu erbitten oder zu danken. Ich durfte ihnen Gottes Segen zusprechen und manchmal kleine Kärtchen mit Bibelversen an sie verteilen. Wenn Abendmahl im Anschluss und gewissermaßen separiert vom Gottesdienst gefeiert wurde, durfte ich die Oblaten in mehreren Runden austeilen.

In einigen Gemeinden gab es auch am Freitagabend Gottesdienste oder unter der Woche Gottesdienste in den umliegenden Dörfern. Hier habe ich kürzere Predigten halten dürfen, die dann eher an einzelnen Bibelversen orientiert oder thematischer Art waren. Da diese Gottesdienste mitunter in kleineren Kapellen stattfanden, war die Atmosphäre gleich eine andere und ich hatte häufig den Eindruck, dass einige Menschen besonders für diese Gottesdienste unter der Woche, im Alltag, dankbar waren. In der ersten Woche durfte ich außerdem die Bibelstunde am Freitagabend besuchen, die von einem theologisch interessierten älteren Herrn mit viel Pathos und klarer Linie geleitet wurde.

Besonders war auch das Pastors Fellowship Meeting, bei dem vielen Pastor*innen der Gegend in Coimbatore zusammenkamen, um Dinge zu organisieren und sich auszutauschen. Neben einem kurzen

Impuls von mir, zeigte ein christlicher Yoga-Lehrer, wie Yoga eine Möglichkeit der Entlastung im Alltag für die Pastor*innen sein kann, was überwiegend heiter aufgenommen wurde.

Eine kleine Aufgabe hatte der Spiritual Head noch für mich: Mit einigen Partnern in Deutschland soll ein zweisprachiger Band herausgegeben werden, indem Predigten von Pastor*innen der TELC und aus Deutschland zu finden sein sollen. Ein deutscher Pastor hatte seine Predigt nicht ins Englische übersetzt, was ich dann übernahm. Meine englische Übersetzung musste im Anschluss noch in Tamil übersetzt werden.

Da sich das öffentliche Gemeindeleben eigentlich nur am Wochenende abspielt, musste der Rest der Zeit anderweitig gefüllt werden. Einige TELC-Schulen konnte ich besichtigen und ging dabei meistens in alle Klassen, um etwas mit den Schüler*innen zu sprechen. Zwischendurch besuchte ich Familien in ihren Wohnungen und Häusern – mal zum Tee, mal zum Essen. Dabei gehörte immer ein Gebet zum Besuch – häufig hatten die Familienmitglieder spezielle Gebetsanliegen oder wünschten sich ein allgemeines Gebet für das Wohl der Familie. Dadurch konnte ich trotz der Kürze der Zeit bei einigen Menschen schnell sehen, was ihnen am Herzen liegt, wo ihre täglichen Aufgaben liegen und was sie vor Herausforderungen stellt.

Die Familie eines Kirchenvorstehers in Peelamedu, bei dessen Onkel ich wohnen durfte und der sich während der ersten Woche maßgeblich um mich kümmerte, lud den Pastor und mich außerdem an einem Abend zur privat für die Kinder der Nachbarschaft organisierten „tuition“ ein. Die Familie hatte extra für diese selbst ins Leben gerufene Sache sowie für regelmäßige Gebetstreffen einen Raum auf ihr Haus setzen lassen. Bei diesem Kindergottesdienst oder vielmehr einer Art spielerischer Unterweisung, bei der auch einige ältere Frauen zugegen waren, sangen wir einige Lieder – auch „Gottes Liebe ist so wunderbar“ durfte dabei nicht fehlen. Mithilfe des Pastors erzählte ich den Kindern die Geschichte vom verlorenen Sohn und unterhielt mich im Anschluss daran mit einigen Familien der Nachbarschaft. Einige von ihnen waren früher Hindus und erzählten mir stolz ihre Bekehrungsgeschichte.

Zwischen diesen Tätigkeiten und Besuchen ganz unterschiedlicher Menschen zeigten mir Gemeindeglieder Sehenswürdigkeiten, Kirchen, Hindu-Tempel und besondere Orte in der Gegend. Auch zwei Firmen von TELC-Mitgliedern habe ich besucht. Über die eine Firma wurden mir sogar Besuche in und um Tirupur bei verschiedenen Fabriken ermöglicht: Auf diese Weise konnte ich den gesamten Herstellungsprozess von Textilien mitbekommen – dabei blieben die Arbeitsbedingungen der Arbeitenden natürlich nicht verborgen.

Dank des großen Engagements der Pastor*innen und Gemeindeglieder war das Programm sehr vielfältig und ermöglichte mir viele Einblicke in die Frömmigkeit und die Kultur der Menschen.

5. Christentum in Indien

Christen sind in Indien in der Minderheit gegenüber Hindus und Muslimen. Viele von ihnen haben einen Dalit-Hintergrund, was somit auch die Gesamtsituation der Christenheit in Indien prägt. Die Familien der meisten Christen in der TELC, die ich getroffen habe, sind seit mehreren Generationen christlich. Oft hing eine Konversion mit den Missionsschulen und dem Wirken der Missionar*innen in den Städten und vor allem in ländlichen Gebieten zusammen. Bevor das Schulsystem in Indien sich für Kinder aller sozialen Schichten öffnete, hatten Kinder mit einem Dalit-Hintergrund oft nur in Missionsschulen die Chance, eine fundierte Bildung zu erhalten. Deshalb wird von den meisten Missionar*innen äußerst hochachtungsvoll und wertschätzend gesprochen, wobei vor allem das Bringen des Evangeliums in diesen Kontext und die Bildung als positive Aspekte betont werden. Außerdem hat die Botschaft des Christentums besonders in diesem Kontext gewaltige Sprengkraft und setzt Emanzipationspotenzial frei: Mit einer propagierten Gleichheit aller und der Umkehrung der Verhältnisse ist eine Hoffnung auf eine gerechtere Gesellschaft und ein Leben ohne Unterdrückung gegeben. In einigen wenigen

Kirchen wurde diese Botschaft anscheinend sehr radikal angewandt, indem sich Menschen mit einem Dalit-Hintergrund in einer Hierarchie über die anderen Mitglieder stellen. In den Kirchen finden sich aber auch Menschen, deren Familien sich noch dem Hinduismus zugehörig fühlen, und die als Einzelpersonen bewusst konvertiert sind. Manchmal hängt eine Konversion auch mit der Heirat zusammen: Ich traf eine ältere Frau, die einen Hindu geheiratet hatte – auch ihre Kinder hatten alle Partner*innen, die ursprünglich Hindus waren. Aber auf ihr Hinwirken hin, mussten sowohl ihr Mann als auch die Partner*innen der nächsten Generation vor der Hochzeit konvertieren. Zudem habe ich einen jungen Mann getroffen, der oft in den Gottesdienst kommt, die Gemeinde finanziell sehr großzügig bedenkt, aber sich nicht als Christen bezeichnet – sein religiöses Verständnis schien sich aus Vorstellungen des Christentums und des Hinduismus zusammensetzen, ohne dass er sich zu einer der beiden Religionen ausschließlich bekennen würde.

So bestehen die Kirchen eben nicht nur aus Menschen mit Dalit-Hintergrund, was auch mit der vielfältigen Entstehungsgeschichte der verschiedenen Kirchen zusammenhängt, die beispielsweise bei den Thomaschristen schon sehr weit zurück reicht im Gegensatz zu den protestantischen Kirchen. Dementsprechend plural gestaltet sich die kirchliche Landschaft: Zu den etablierten katholischen und reformatorischen Kirchen kommen inzwischen auch zahlreiche Freikirchen, die sich lokal gebildet haben. Dadurch scheint es den einzelnen Kirchen wichtig zu sein, ein klares Profil zu zeigen – ökumenische Zusammenarbeit scheint in Form eines offiziellen Dialogs weniger stattzufinden, obwohl manche Leute auch zu mehreren Kirchen gleichzeitig gehen. Ökumene kommt aber durch das Einladen von Predigern, durch in verschiedenen Gemeinden spielende Musikgruppen oder an den Hochschulen zum Tragen.

Das Leben in einer religiös pluralen Gesellschaft scheint bisher bis auf einzelne Ausnahmen ganz gut funktioniert zu haben. In einer Familie durfte ich die Nachbarn treffen, die mir ausführlich von ihrer religiösen Praxis im Hinduismus berichteten und das gute Zusammenleben lobten. Allerdings scheinen seit einigen Jahren besonders die Freikirchen den Unmut der hindu-nationalistischen Regierung auf sich gezogen zu haben. Immer wieder wurde mir von Vorfällen berichtet, bei denen einzelne Kirchen gezielt zu Gottesdienstzeiten gestürmt und verwüstet und die Gemeindeglieder und Pastor*innen auch physisch angegangen wurden. Dieses gewalttätige Verhalten von regierungsnahen Gruppen scheint eine Reaktion auf die relativ aggressive Missionspraxis zu sein, die das friedliche Zusammenleben der Religionen torpediert. Nun werden aber auch die etablierten Kirchen mit Repressionen angegangen: Lautsprecher, über die vor dem Gottesdienst christliche Lieder oder Verse zum Besten gegeben werden, müssen leiser gestellt oder entfernt werden. In bestimmten Gebieten werden Pastor*innen dazu angehalten, nicht unbedingt im Collarhemd herumzulaufen. Zu Hindu-Feiertagen meiden manche Christen mit ihren (natürlich mit christlichen Symbolen ausgestatteten) Autos die Straßen, auf denen Prozessionen stattfinden. Ein gewisses Rätsel bleibt auch der Umgang des Staates mit der Kirchenleitung der TELC: Nach einem internen Streit, der vor ein staatliches Gericht ging, wurde der Bischof zum Spiritual Head degradiert und ein staatlicher Leiter eingesetzt – erst war das ein Christ, danach ein Hindu. Dieser hat bis zur lang ersehnten Bischofswahl im Januar 2019 die Geschäfte geleitet – seit mehreren Jahren, in denen viel Geistliches und Organisatorisches auf der Strecke blieb.

In den meisten Gemeinden wurde diese Stagnation auf höherer Ebene beklagt, aber gleichzeitig scheint das Gemeindeleben vor Ort meist sehr lebendig zu sein. Die Gottesdienste sind extrem gut besucht und die einzelnen Gruppen tragen gerne etwas bei – auch die instrumentale Begleitung der Lieder ist durch mehrere Leute an Keyboard-Organ, Violine, Gitarre und Trommel immer gesichert. Das hängt damit zusammen, dass Religion generell für viele eine größere Rolle im Alltag zu spielen scheint als ich es in Deutschland gewohnt bin. Die Wichtigkeit des Gebets und der Glaube an dessen Wirkung ist immens. Auf die Frage nach dem persönlichen Wohlbefinden antworten viele nicht einfach mit „gut“, sondern mit „fine – by God's grace“. Das Verhältnis zum eigenen Leben ist geprägt von der persönlichen Beziehung mit Gott. Diese Haltung, in der sich noch der Pietismus der ersten

protestantischen Missionare zeigt, geht einher mit relativ strikten Moralvorstellungen, die von den Gemeinden getragen und darin weitervermittelt werden. Eine Mutter machte sich beispielsweise Sorgen, weil ihre Tochter – vom anstrengenden Schulalltag ohne große Freizeitmöglichkeit erschöpft – nicht in die Kirche mitkommen wollte. Zum einen wollte sie, dass ihre Tochter den Gottesdienst mitbekommt, die Predigt hört und mitbetet und zum anderen ahnte sie schon, dass die anderen Gemeindeglieder sie verwundert fragen würden, warum ihre Tochter denn nicht da sei. Kritisch beäugt wurden in einigen, noch traditionelleren Gemeinden Menschen, die gerne ins Kino gehen – für einige ist diese Freizeitbeschäftigung „Teufelswerk“.

6. Reflexion

6.1 Persönlicher Ertrag: Erfahrungen in Bezug auf die eigene Person

Mich in einer anderen Kultur zurechtzufinden, ist immer wieder eine neue Herausforderung. Aber ich habe in Tamil Nadu wieder die Erfahrung gemacht, dass Menschen im kirchlichen Kontext mich sehr freundlich aufnehmen und bereit sind, mir viele Einblicke zu ermöglichen, wenn ich mich aufgeschlossen zeige. Die Menschen, denen ich begegnet bin, haben es mir durch ihre Gastfreundschaft und Freundlichkeit meistens sehr einfach gemacht, mich wohlzufühlen und mich einzubringen.

Ganz am Anfang wusste ich allerdings nicht so recht, was genau von mir in der TELC erwartet wird. Nach und nach begriff ich aber, dass die Erwartungen gar nicht so gering waren. Das hängt auch damit zusammen, dass ich meistens schon als Pastor angesprochen wurde, obwohl das ja noch nicht meine Profession, sondern bisher nur mein Berufsziel ist. In Tamil Nadu schien es aber so zu sein, dass bereits Theologiestudierende als Pastoren angedredet werden und von ihnen unterbewusst damit vielleicht auch bereits erlernte Fähigkeiten erwartet werden. Ich versuchte immer wieder deutlich zu machen, dass ich noch im Studium bin und eben noch nicht auf allen Arbeitsfeldern Erfahrungen sammeln konnte. Trotzdem hatte ich durch diese Erwartung gleichzeitig das Gefühl, dass mir etwas zugetraut wird. Obwohl ich gewohnt bin, vor vielen Menschen zu sprechen, konnte ich dank dieses Zutrauens noch selbstbewusster und unverkrampfter auftreten. So konnte ich an der Herausforderung, in einem anderen Kontext vor vielen Hundert Menschen über die Bibel und meinen Glauben zu reden, wirklich wachsen. Auch bei schwierig anmutenden Bibeltexten hatte ich Spaß bei der Vorbereitung und konnte die Ausführungen mit persönlichen Erfahrungen und Geschichten anreichern. Manchmal war es schwierig, lebensnahe und anschauliche Beispiele zu geben, weil ich in den jeweiligen Gemeinden ja immer nur einen Bruchteil der Gemeindeglieder vorher „kennlernen“ konnte. Trotzdem waren die Rückmeldungen größtenteils positiv, was auch auf die Aufgeschlossenheit der Gemeinden zurückzuführen war, sich mal auf einen anderen als den gewohnten Predigtstil einzulassen.

An vielen Stellen waren große Spontaneität und Flexibilität gefordert. Ich musste erst einmal üben und mich an die Situation gewöhnen, auf Englisch für Menschen zu beten, die ich vor gerade einmal zwei Minuten kennenlernen durfte und mit denen ich mich zumindest in einigen Fällen nur mithilfe von Übersetzern unterhalten konnte. Dadurch, dass dem Gebet von Christen in Indien eine sehr hohe Bedeutung und Wirkung zugeschrieben wird, wollte ich Worte finden, die den Menschen aus dem Herzen sprechen. Ich hoffe, dass mir das an einigen Stellen gelungen ist. Dabei war etwas Gelassenheit zuträglich – verbunden mit Gottvertrauen, das sich schon vorher durch die Erziehung meiner Eltern und durch Erfahrungen aufgebaut hat und mir gleichzeitig von vielen Christen in Tamil Nadu vorgelebt wurde. Das hat mir auch sonst im Alltag dabei geholfen, gelassen und mit Humor auf spontane Einfälle der Organisierenden zu reagieren. So konnte ich mich auch gut darauf einlassen, dass ich morgens beim Aufwachen manchmal noch nicht genau wusste, wo ich abends einschlafen würde – irgendwo fand sich immer ein Bett, sodass ich in den sechs Wochen auf mindestens 15 verschiedenen Matratzen genächtigt habe.

Natürlich gab es auch Situationen, die mir Grenzen in Hinblick auf das Einlassen auf die andere Kultur aufgezeigt haben.

Ich bin es gewohnt, eigenständig Entscheidungen zu treffen und selbst Abläufe zu organisieren. Auf der einen Seite war es sehr hilfreich, dass die Verantwortlichen vor Ort sich so viele Gedanken um das Programm machten und sich ständig neue Möglichkeiten auftaten. Ich ließ mich gerne auf die vielen Vorschläge ein. Aber an einigen Stellen merkte ich, wie ich mich in der Planung bevormundet gefühlt habe: Die Menschen wollten immer das Beste für mich und haben dementsprechend Dinge organisiert – allerdings an manchen Stellen, ohne mich vorher zu fragen, was ich selbst als sinnvoll erachten würde.

An anderen Stellen wurde sehr gut auf mich aufgepasst – manchmal vielleicht auch etwas übervorsichtig aus meiner Perspektive. Für ein ganz selbstständiges Erkunden der Umgebung war während des Praktikums eigentlich nur in Bangalore und in Tranquebar etwas Raum. Für die begrenzte Zeit konnte ich diesen Zustand einer gewissen Abhängigkeit und Bevormundung, der mit der Organisation durch andere einherging, gut aushalten. Dabei ist mir trotzdem klar geworden, dass mir die Selbstständigkeit in meinem Leben doch sehr wichtig ist und ich mich in Abhängigkeiten – solange es geht – nur bewusst und überlegt begeben möchte.

Darüber hinaus sind mir vor dem Hintergrund der anderen Kultur noch einige Dinge vor Augen geführt worden: Ab und an brauche ich Ruhe und Zeit für mich, in der niemand um mich herum ist, um Geschehnisse vom Tag zu reflektieren. Die Reflexion funktioniert zwar auch im Gespräch mit anderen, aber manchmal wurden mir Aussagen oder das Verhalten von Menschen erst im Nachhinein verständlich, wenn ich darüber mit etwas Abstand allein nachdenken konnte. Das hängt mit der Erkenntnis zusammen, dass die Gesellschaft, in der ich aufgewachsen bin, ganz anders als die indische gestrickt ist. Dass individuelle Interessen hier tendenziell einen höheren Stellenwert haben als die eines größeren Kollektivs, hat mich natürlich geprägt. Im Erleben eines anderen Ansatzes in Indien wurden mir einmal mehr Vor- und Nachteile der Konzentration auf den Einzelnen deutlich. Wenn man nur auf das Individuum schaut, ist der Hang zum Egoismus größer. Auf der anderen Seite lassen sich in einer größeren Gruppe, in der die Einzelnen untergeordnet sind, auch Machtgefälle verschleiern und klare Rollenbilder unhinterfragt „im Interesse des Kollektivs“ zementieren, die gar nicht immer sinnvoll sind. Das hat mich immer wieder vor den Zwiespalt gestellt, zum einen den Gegebenheiten der anderen Kultur respektvoll zu begegnen und zum anderen auszuhalten, dass beispielsweise die dort von vielen vertretenen Rollenverständnisse von Mann und Frau mir widerstreben.

6.2 Ertrag für das Studium:

6.2.1 Theologische Zusammenhänge und Themen, die ich (neu) wahrgenommen habe und denen ich im Studium nachgehen will

Das Gebet ist für viele Menschen in der TELC ganz entscheidend in der täglichen Frömmigkeitspraxis. In jeder Familie, die ich besuchte, sollte ich beten. Ich bin dieser Bitte gerne nachgekommen, habe mich aber immer mehr gefragt, was die Erwartung der Menschen an das Gebet ist. Oft hatte ich den Eindruck, dass das Gebet für viele Ausdruck großen Vertrauens zu Gott ist – aber an manchen Stellen auch Verantwortung damit abgeschoben wird, sich nicht selbst weiter um ein Problem zu kümmern. Bisher habe ich für mich die Frage nach der Erwartung ans Gebet so beantwortet: Prinzipiell kann man über alles beten, auch in ganz konkreten Anliegen. Dabei muss ich mich aber immer wieder selbst fragen, ob ich mit einer Bitte an Gott nicht schon eine ganz klare Lösung eines Problems verbinde, die meinen Blick für mögliche andere Lösungen verstellt. Gewissermaßen geht es bei verschiedenen Aspekten des Gebets wie Danken, Bitten, Klagen, Loben auch um eine Lebenshaltung – es gilt also, die gesprochenen Worte in ihrer Tragweite auch ernst zu meinen und sie nicht nur „herunterzubeten“. Weiterhin kann sich die Frage aufdrängen, wie ich damit umgehe, wenn ich mich nicht erhört fühle.

Überspitzt gefragt: Mache ich Gott dafür verantwortlich, halte ich die Situation aus oder versuche ich selbst, aktiv zu werden? Mit dieser Frage möchte ich mich in der verbleibenden Studienzeit weiter beschäftigen, weil ihre Beantwortung einen großen Einfluss auf die Art und Weise des Gebets hat.

Ein Thema, für das ich beispielsweise schon in der Feministischen Theologie in Neuendettelsau sensibilisiert wurde, ist der Umgang mit Geschlechterrollen und Emanzipationsprozessen verschiedenster Art. Diese Fragen drängten sich noch einmal verstärkt beim Blick auf die indische Gesellschaft auf. Besonders im Dalit Research Centre in Madurai wurde mir noch einmal deutlich, welches befreiende Potenzial viele biblische Texte für unterdrückte Gruppen haben. Gleichzeitig wurde mir in der Praxis noch einmal vor Augen geführt, was ich in verschiedenen Veranstaltungen, die mit der Hermeneutik der Schrift zu tun hatten, theoretisch schon gehört und für richtig befunden hatte: So allgemein, wie viele die Bibel verstehen wollen, lässt sie sich nicht immer interpretieren. Sie spricht immer von konkreten Größen, Gruppen und Individuen. Das ist auch ihre Stärke, weil sich dadurch Christen in ganz verschiedenen Situationen in unterschiedlichen Kontexten mit diesen Größen identifizieren oder zumindest einen konkreten Anschlusspunkt finden können, der ihnen in ihrer persönlichen Lebenspraxis etwas zu sagen hat. In manchen theologischen Veranstaltungen kommt es mir so vor, als hätten die Theolog*innen hier in Deutschland den Anspruch, etwas Allgemeingültiges zu lehren und als würde es nur woanders kontextuelle Theologien geben. Vielleicht wäre es hilfreich, sich von diesem Anspruch etwas zu befreien: Natürlich muss man darüber sprechen, was die Bibel für alle zu sagen hat. Aber wie die Botschaft an einem konkreten Ort dann sinnvoll exegetisiert, in ein systematisches Denkgebäude gebracht und dann mithilfe von Beispielen verständlich gemacht wird, kann nicht immer Allgemeingültigkeit für alles und jeden auf der Welt haben.

Andererseits habe ich in einer Bibelstunde erlebt, wie eine eindeutige und aus meiner Sicht gleichzeitig einseitige Bibelauslegung vom Leiter vorgetragen wurde, um den Gemeindegliedern Orientierung und eine klare Linie vorzugeben. Darauf angesprochen, vertrat er die Meinung, dass die Leute sonst verwirrt werden würden und kompliziertere Ausführungen nicht so recht verstehen würden. Dadurch wurde mir die Gefahr einer verengenden Konkretion klar, da die mit einer gewissen Autorität vorgelegene Auslegung auch moralisierenden Charakter hatte. Deshalb möchte ich, dass mich die Frage im Studium weiterbegleitet, wie sich das Verhältnis zwischen Konkretion und Deutungsoffenheit bei der Verkündigung am besten für unseren Kontext gestalten kann.

Interessant waren die Besuche bei zwei völlig verschiedenen Hochschulen für mich:

Am Union Theological College in Bangalore wird ein relativ hoher akademischer Standard gepflegt. Das Studium, das die Studierenden aus verschiedenen Kirchen und aus ganz Indien dort absolvieren können, scheint sich zumindest in groben Zügen nicht ganz so sehr vom Studium in Deutschland zu unterscheiden.

Am Tamil Nadu Theological Seminary war das Studium wiederum ganz anders aufgebaut: Wie bereits erwähnt, waren die Studierenden sehr nah an der kirchlichen Praxis und Lebenswelt verschiedener Menschen dran durch häufige Praktika und dazugehörige Auswertungsphasen. Dass einige Dozierende nur teilzeitlich dort lehren und ansonsten im Pfarramt ihren Dienst tun, schafft einen realitätsnahen Bezug zur Arbeit in der Gemeinde.

Dadurch wurde mir noch einmal deutlich, dass das Theologiestudium in Deutschland zwar einen hohen akademischen Standard bietet, aber nur sehr rudimentär Praxisbezüge zu bieten hat. Natürlich gibt es immer die Möglichkeit, selbstständig Praktika zu machen und sich neben dem Studium in den Gemeinden zu engagieren, aber eine Einbindung und Reflexion des Ganzen im Studium dürfte sich nicht nur auf die wenigen praktisch-theologischen Pflichtveranstaltungen beschränken. Vor dem Hintergrund der guten Erfahrungen am TTS halte ich es nicht für sinnvoll, das Studium für Leute, die ins Pfarramt wollen, so strikt vom Vikariat zu trennen. Eine engere Bindung in der Struktur von Studium und Ausbildung wäre aus meiner Sicht nicht verkehrt. Wenn ich mein Studium planmäßig in der Regelstudienzeit durchziehen wollen würde, hätte ich in der vorlesungsfreien Zeit statt der Übernahme der Leitung

einer Jugendfreizeit und dem Praktikum in der TELC wohl eine oder zwei Hauptseminararbeiten schreiben müssen.

6.2.2 Ertrag für das eigene Bild und theologische Verständnis von Gemeinde und Kirche in Deutschland

Ich habe während des Praktikums nochmal verstärkt wahrgenommen, wie wichtig und stärkend ökumenische Zusammenarbeit ist. Es tut allen Seiten gut, zu sehen, dass es auch an anderen Orten Menschen gibt, die an Gott glauben, sich auf die Bibel und vielleicht sogar auf dasselbe Bekenntnis beziehen. Und es ist bereichernd für den eigenen Glauben und die Frömmigkeitspraxis, dass man auch andere Perspektiven von Menschen kennenlernt, die ihren Glauben in einer völlig anderen Lebenssituation und einem anderen Kontext leben. Deshalb finde ich es wichtig, dass es in Deutschland einige Gemeinden und viele Kirchenkreise gibt, die eine Partnerschaft mit Kirchen in anderen Ländern pflegen. Wir brauchen das Gebet von Brüdern und Schwestern im Glauben – und sie unseres.

Bedrückend war die Sorge vieler TELC-Mitglieder*innen um die Vorgänge in ihrer Kirche. Obwohl vor Ort Vieles gut voranging, waren sie traurig über die Konflikte auf den überregionalen Ebenen ihrer Kirche. Vor diesem Hintergrund ist die Sicht vieler Christen in Deutschland interessant, die sich oftmals zu ihrer Parochialgemeinde zugehörig fühlen, aber darüber hinaus keine wirkliche Verbundenheit mit der Landeskirche, der VELKD oder gar der EKD spüren. „Die“ Kirche wird also eher als konkrete Gemeinde vor Ort wahrgenommen, obwohl sie doch wesentlich mehr als das ist. Auf der einen Seite ist das eine Chance, weil man vor Ort etwas bewirken kann und nicht alles in überregionalen Großprojekten gestaltet werden muss. Auf der anderen Seite geht dabei auch eine wichtige Dimension von Kirche verloren: Die gefühlte Verbundenheit durch den Glauben mit Christen an anderen Orten und zu anderen Zeiten. In der TELC in gewisser Weise und vor allem in der römisch-katholischen Kirche wird diese Dimension sehr deutlich. Allerdings geschieht das nicht unwesentlich durch einzelne Personen und Ämter, was je nach Streitbarkeit dieser auch eine Gefahr darstellt.

Beeindruckend war für mich das Engagement vieler Pastor*innen der TELC. Ihre tägliche Arbeit scheint sich an einigen Stellen doch sehr von der der Pastor*innen in Deutschland zu unterscheiden. Die Predigtvorbereitung fällt bei manchen äußerst kurz aus, weil der Predigtstil eher spontan zu sein scheint. Diese Herangehensweise will ich für mich nicht übernehmen, aber etwas Spontaneität in der Predigt ist trotzdem nicht verkehrt, da sich der Heilige Geist darin einen weiteren Wirkungsraum schaffen kann.

Dafür sind Hausbesuche bei den Familien sehr häufig und wichtig, um gemeinsam zu beten. Dadurch wissen sie genau, was im Leben der Gemeindeglieder vor sich geht. Einmal war ich in Coimbatore bei einer großen Geburtstagsfeier einer 5-Jährigen – ganz selbstverständlich schienen der Pastor und sein Assistenzpastor eingeladen worden zu sein, um zu beten und eine Andacht zu halten. Natürlich ist diese Strukturierung des Arbeitsalltags bei den zahlenmäßig meist viel größeren Gemeinden in Deutschland nicht möglich. Aber diese Arbeitsweise hat mir zu denken gegeben und noch einmal mehr die Problematik der Bürokratisierung im Pfarrberuf mit ihren Folgen für das partielle Nicht-Wahrnehmen-Können von Seelsorge in den Fokus gerückt.

Gleichzeitig nahmen zumindest einige Pastor*innen bei diesen Besuchen auch gerne Umschläge mit einer finanziellen Unterstützung entgegen. Das war erst einmal sehr befremdlich für mich, da so ein ziemlich unreformatorisches Bild von Kirche als Dienstleistungsinstitution entstehen könnte. Gleichzeitig wurde mir deutlich, dass Pastor*innen in Deutschland auf diese Umschläge auch nicht angewiesen sind, weil das kirchliche System anders strukturiert ist. Das scheint mir ein Luxus zu sein, durch den der Dienst befreiter ausgeübt werden kann.

Ein weiterer Aspekt ist das Kirchesein in einer multireligiösen Gesellschaft. Die TELC ist schon gegründet worden in einem Umfeld, das von anderen Religionen wesentlich geprägt wurde. In Deutschland scheint bei vielen Kirchenmitgliedern erst langsam das Bewusstsein für die anderen Religionen zu wachsen. In Tamil Nadu habe ich ganz verschiedene Sichtweisen darauf kennengelernt: Zwei Jungs, deren Großeltern Hindus sind, gingen mit mir ganz unverkrampft in einen Hindu-Tempel und erklärten

mir einige Dinge – sie hatten keine Berührungängste und hatten Grundkenntnisse über die Religion ihrer Großeltern. Als ich aber mit einem jungen Mann in einen anderen Tempel ging, schien es das erste Mal für ihn zu sein, sodass er sich nicht so richtig wohlfühlte. Etwas Wissen hatte er, aber richtig beschäftigt hatte er sich mit dem Hinduismus noch nicht – mir schien, dass er das aus einer gewissen Furcht heraus unterließ, um auf keinen Fall mit hinduistischen Göttinnen und Göttern in Verbindung gebracht zu werden.

Vor diesem Hintergrund denke ich, dass es in Deutschland für Kirchen auf höherer Ebene, aber auch für Gemeinden vor Ort notwendig ist, sich mit Menschen anderer Religionen, ihrem Glauben und ihrer Denkweise im Dialog auseinanderzusetzen. Dabei lernt man etwas über sich selbst und kann mit Grundkenntnissen und den in persönlichem Austausch gewonnenen Erkenntnissen unverkrampfter und ohne Angst vor den anderen zusammenleben. Auch wenn das vermehrt passiert, müsste diese Aufgabe doch von kirchlicher Seite mehr forciert werden, um einen wichtigen Beitrag für den Zusammenhalt und Toleranz in einer Gesellschaft zu leisten. Nur wenn man dem offenen Austausch eine Plattform bietet, können Vorurteile und damit Hasspotenzial abgebaut werden. Mit dieser religiösen und damit auch kulturellen Beschäftigung miteinander geht auch eine im Kleinen beginnende politische Einflussnahme auf die Gesellschaft einher, weil Gemeindeglieder und Vertreter*innen anderer Religionen in ihren politischen Entscheidungsprozessen auf einen erweiterten Horizont blicken können. Die Kirche ist zum Anstoßen eines solchen Prozesses prädestiniert: Sie ist Teil der Gesellschaft, sie erstreckt sich gleichzeitig über verschiedene Gesellschaften über Grenzen hinweg und ist vor dem Hintergrund des bereits angebrochenen, aber noch nicht vollendeten Reich Gottes auch als kritische Instanz mit einer gewissen Außenperspektive zu verstehen.

Auch auf anderen Gebieten hat die Kirche besonders in Deutschland eine große Verantwortung. Sie ist in der glücklichen Lage, eigentlich keinen staatlichen oder gesellschaftlichen Repressionen ausgesetzt zu sein und kann ihre Kräfte deshalb sinnvoll nutzen, um auf Missstände aufmerksam zu machen, die über den erstmal naheliegenden Wirkungsbereich hinausgehen. Über viele verschiedene Kanäle müssen das Leid und die Situation von unterdrückten Christen thematisiert werden. Gleichzeitig spielt die Sensibilisierung für ökologische Aspekte und ein achtsames Konsumverhalten eine Rolle. In den Fokus gerückt wurden diese Aspekte für mich durch zwei Dinge: Die außergewöhnlich schreckliche Flut in Kerala, nicht weit von den von mir besuchten Gemeinden entfernt, hat vielen Menschen das Leben gekostet und vielen anderen die Existenzgrundlage entzogen. Zudem stehen mir die Bilder von der Besichtigung von verschiedenen Textilfabriken in Tirrupur vor Augen. Ich hatte mir die sichtbaren Arbeitsbedingungen zwar noch schlimmer vorgestellt, aber mir wurden wahrscheinlich auch nur „Vorzeigefabriken“ vorgeführt. Selbst dort waren die Arbeitszeiten sehr lang, der Lohn wohl nicht berauschend und der Arbeitsschutz, besonders in einer Färbefabrik, alles andere als hinreichend. Kirche hat den Luxus, zumindest bei ihrer Botschaft nicht wirtschaftlich denken zu müssen und damit auch die Pflicht, auf ökologische und gesellschaftliche Missstände aufmerksam zu machen. Dafür müssen Formate genutzt werden, die deutlich machen, dass der Nächste nicht nur in der eigenen Stadt anzutreffen ist, sondern sich auch in einer Person auf einem anderen Kontinent finden lässt. Diese Formen zu entwerfen und ihre Basis im Glauben deutlich zu machen, ist eine große Herausforderung.

7. Schluss

In den sechs Wochen in Indien und im Besonderen in der TELC durfte ich unfassbar viele Menschen treffen, die mich gastfreundlich aufgenommen haben und bereit für einen Dialog waren. Es war eine große Bereicherung für mich, ihre Perspektiven, ihre Lebensweisen und ihre Frömmigkeit in der kurzen Zeit doch intensiv kennenzulernen. Trotz einiger schockierender Aspekte, die ich erfahren musste, überwiegt für mich doch ein positives Bild mit einer riesigen und bunten Vielfalt, das sich gar nicht in Worte fassen lässt. Ähnlich wie in Südafrika war es für mich einer der am meisten bewegenden Momente, wenn gemeinsam Abendmahl gefeiert wurde – in diesem Geschehen wird für mich immer

wieder deutlich, dass wir alle zu Christus gehören und diese Zugehörigkeit sich nicht nach Kulturen, Traditionen, Sprachen oder Konfessionen richtet.

Deshalb bin ich dem ELM und der Landeskirche Hannovers und insbesondere den verantwortlichen Personen sehr dankbar für die Ermöglichung dieser prägenden Erfahrung und die Unterstützung dabei!

Stephan Knapmeyer

Anhang: Bilder



Traditionelle Begrüßung am Flughafen in Coimbatore



Besichtigung einer Teefabrik inmitten von Teeplantagen in Coonoor



Predigt im Gottesdienst an einem Freitagabend



Austeilung des Abendmahls



Typische Szene: Gebet im Haus einer Familie



Weitere typische Szene: Gemeinsames Ansehen eines Familien- oder Hochzeitsalbums



Harvest-Festival in einer Dorfgemeinde – um Spenden für den Kirchenbau einzunehmen, wurde eine Auktion von Haushaltswaren veranstaltet – mit dabei: der Spiritual Head (früher Bischof der TELC sowie einige anglikanische Pastoren)



Im Klassenraum einer TELC-Schule